Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Sigrun Al-Badri

Deus Ludens

– Der spielende Gott –

Roman

Mein besonderer Dank gilt meinem geschätzten Autorenfreund **Viktor R. Georges**, dessen Anregungen und die Gabe seltener medizinischer Fachliteratur aus vergangenen Jahrhunderten mir einst wertvolle Einblicke in die Kunst der historischen Recherche ermöglichten. Sie wurden zum Ausgangspunkt für die authentische Nachzeichnung der chirurgischen Praktiken jener Zeit.

Engelsdorfer Verlag
Leipzig
2025

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Bibliografische Information durch die Deutsche Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über https://dnb.de abrufbar.

Angaben nach GPSR:
www.engelsdorfer-verlag.de
Engelsdorfer Verlag Inh. Tino Hemmann
Schongauerstraße 25
04328 Leipzig
E-Mail: info@engelsdorfer-verlag.de

ISBN 978-3-69095-077-0

Copyright (2025) Engelsdorfer Verlag Leipzig
Alle Rechte bei der Autorin

Titelbild © esebene [Adobe Stock]

Hergestellt in Leipzig, Germany (EU)
Gedruckt auf FSC®-zertifiziertem Papier
Druck & Bindung: Esser printSolutions GmbH Bretten

30,00 Euro (DE)

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

INHALT

Kapitel I
Die stummen Kinder 7
Tanzende Schatten 8
Ein unerwartetes Vermächtnis 23

KAPITEL II
Die Tür zur Vergangenheit 30
Vom Duft des Holunders 41
Hinter verschlossenen Türen 63

Kapitel III
Zerbrechende Bande 92
Die Flucht 98
Der Tod fragt nicht 132

Kapitel IV
Der Traum 139
Victoria 142
Studieren im Umbruch: 1921 159

Kapitel V
Altona im Winter 1904 174
1914 – Als der Krieg nach Hause kam 177
1919 – Narben des Krieges 181

Kapitel VI
Victorias Aufbruch 1932 188
Fremde Uniformen 196
Toledo – Im Frühsommer 1932 216

Kapitel VII
Schicksalhafte Begegnung 222
Ertrinken im Schweigen 235
Tanz am Abgrund 243

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Kapitel VIII
Die Stille nach dem Schlag *271*
Die Kraft der Fantasie *311*
Das Geheimnis des alten Sekretärs *346*

Kapitel IX
Ausgeliefert – Das Trauma *372*
Das Kinderheim – Die Beauvoirs *388*
Im Griff der Zwangsjacke *406*

Kapitel X
Warum? *419*
Die Totenglocke *442*
Wenn der Körper zum Feind wird *450*

Kapitel XI
Versuchsanordnung: Mensch *459*
Schatten in der Dunkelheit *481*
Das Lügennetz *491*

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

KAPITEL I

Die stummen Kinder

Zwei Kinder saßen dicht aneinandergedrängt auf einer verwitterten Holzbank, die im tiefen Schatten einer uralten Buche vor dem massiven, düsteren Anwesen stand. Ihre schlichten Leinenkleider flatterten im schneidenden Abendwind, der die Kühle der nahenden Nacht in jede Faser trieb. Die nackten Beine hingen reglos über dem feuchten, von Moos überwucherten Pflaster. Ihre Blicke verloren sich in einem endlosen Meer aus Klatschmohn und Kornblumen – ein flammender Teppich aus Rot und Blau, der in der sinkenden Sonne zu glühen schien und in trägen, unaufhörlichen Wellen über die Wiese wogte, als wollten die Blumen sie sanft umschließen, forttragen, irgendwohin, wo es wärmer war. Doch die Kinder blieben steinern, seltsam entrückt, als wären sie aus einer anderen Welt hierher versetzt worden, fremd inmitten der flirrenden Farben.

Hinter ihnen erhob sich die Anstalt, ein Bollwerk aus Stein und Eisen, dessen Fenster wie blinde Augen in die Welt starrten. Die Umzäunung, schwarz und scharf, deren Spitzen wie drohende Finger in den Himmel griffen, umgab das Gebäude. Es stand da, einem uralten Wächter gleich – schweigend, unnachgiebig und doch voller Geschichten, die niemand zu erzählen wagte.

Die untergehende Sonne tauchte den Horizont in fahles Rotgold, das sich auf den Fenstern des Anstaltsgebäudes spiegelte. Die Mohnblüten wiegten sich im Wind, und das leise Klingen ihrer Stängel vermischte sich mit dem dumpfen Summen der Bienen, die rastlos von Blüte zu Blüte schwirrten. Das Rascheln der Blätter und das Zirpen der Grillen webten eine Melodie, so zart wie trügerisch.

In der Ferne schlug die Glocke der Kirche, dumpf und mahnend, während ein Karren über die Landstraße rumpelte. Der Kutscher, ein Schattenriss im Abendlicht, wandte den Kopf und sah zu den Kindern hinüber, als müsse er sich vergewissern, dass sie wirklich da waren – zwei kleine Gestalten, verloren zwischen Himmel und Erde.

Dann, wie ein Riss im Tuch der Stille, drangen Schreie und aufgeregte Stimmen aus dem Inneren des Hauses. Sie zerschnitten die Dämmerung,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

ließen die Vögel aufschrecken, doch die Kinder regten sich nicht. Ihre Hände blieben fest ineinander verschränkt, als könnten sie sich so gegenseitig vor dem schützen, was hinter den Mauern lauerte. Kein Laut kam über ihre Lippen, kein Zucken durchlief ihre Gesichter. Eine Strähne blonden Haars löste sich, glitt über eine Wange und verharrte dort im Abendlicht.

Sie saßen da wie aus der Zeit gefallen – und die Blumen auf der Wiese senkten sich tiefer, als wollten sie sich verneigen vor dem, was unausgesprochen blieb.

Nur der Schatten, der langsam über das feuchte Pflaster kroch, wusste um das Ende, das hier geschehen war – lange bevor die Nacht endgültig Besitz von allem ergriff.

Tanzende Schatten

Friedrich hockte vor dem Wohnzimmerkamin und legte behutsam ein paar Holzscheite nach. Es war ein nasskalter Novemberabend im Jahr 1969, und Hamburg zeigte sich von seiner rauen Seite. Draußen peitschte der Wind die letzten, vom Regen glänzenden Blätter von den knorrigen Ästen der Kastanien, während das Wasser in dichten Strömen gegen die Fensterscheiben prasselte. Das Feuer im Kamin warf ein flackerndes, warmes Licht in den Raum, das die Schatten an den Wänden tanzen ließ – sie zuckten im Takt der Böen, die draußen durch die Straßen fegten.

Der schwere Perserteppich dämpfte die Schritte auf dem knarrenden Dielenboden, und die Möbel – ein massiver Eichentisch, ein paar abgenutzte, aber bequeme Sessel mit Armlehnen und ein bis unter die Decke reichendes Bücherregal, vollgestopft mit Klassikern und Zeitgenossen – verliehen dem Zimmer eine behagliche, fast aus der Zeit gefallene Atmosphäre. Im Mittelpunkt stand der antike Sekretär, dessen poliertes Holz im Schein des Feuers schimmerte und der mit seinen verborgenen Fächern und kleinen Geheimnissen Geschichten aus einer anderen Epoche zu erzählen schien.

Der Duft von brennendem Buchenholz vermischte sich mit dem Aroma aus der Küche, wo Emma hantierte. Ein Hauch von gebratenen Zwiebeln, Lorbeer und frischem Brot lag in der Luft. Aus dem Radio in der Küche

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

drang leise das Kratzen einer Beatles-Schallplatte, unterbrochen vom Wetterbericht: „Sturmflutwarnung für die Elbmündung."

Ein unerklärliches Frösteln durchfuhr seinen Körper, trotz der Wärme des Feuers. Aus der Küche hörte er die Stimme seiner Frau Emma, die beim Kochen das Lied „'O sole mio" von Eduardo di Capua sang. Ihre Stimme war warm und klar, und für einen Moment musste Friedrich lächeln. Doch das Frösteln kehrte zurück. Er wandte den Blick zum Fenster und starrte in die Dunkelheit des Gartens, wo die Schatten der Bäume im Wind tanzten und das Licht der Straßenlaterne auf den nassen Blättern glitzerte.

Er spürte eine seltsame Mischung aus Geborgenheit und einer leisen, unbestimmten Unruhe, als würde etwas in der Dunkelheit auf ihn warten. Friedrichs Gedanken schweiften ab, und plötzlich war er wieder mitten im Geschehen des gestrigen Abends. Die Bilder kamen unaufhaltsam und zogen ihn hinein.

Er sah sich selbst im hektischen Treiben des Santorius-Krankenhauses, umgeben von den blassgrünen Wänden, die die sterile Atmosphäre noch verstärkten. Die Schwestern in ihren traditionellen weißen Uniformen und gestärkten Hauben eilten geschäftig durch die Gänge, ihre Schritte klapperten auf dem Linoleumboden. Das Summen der Neonröhren, das leise Piepen eines Monitors, das gedämpfte Murmeln der Ärzte – all das vermischte sich zu einer Kulisse.

Friedrich blinzelte, und für einen Moment verschwammen die Grenzen zwischen dem warmen Wohnzimmer und den kalten Krankenhausfluren. Das Feuer im Kamin knackte leise, während draußen der Wind um die Ecken des alten Gründerzeithauses heulte. Friedrich atmete tief durch, versuchte, die Bilder zu vertreiben, doch sie blieben – wie der Regen, der nicht nachließ.

Ein leichter Geruch von Karbol und Desinfektionsmitteln hing in der Luft, durchzogen vom entfernten Duft des Bohnerwachses, das die Putzfrau am Morgen auf den Boden aufgetragen hatte. Das dumpfe Quietschen von Tragen, die über die Flure geschoben wurden, vermischte sich mit dem gedämpften Murmeln der Gespräche zwischen Ärzten und Krankenschwestern. Ab und zu klapperte eine emaillierte Nierenschale, irgendwo schlug eine schwere Tür ins Schloss. Das flackernde Licht der

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Neonröhren warf unruhige, bläuliche Schatten auf die angespannten Gesichter der Anwesenden und ließ die weißen Kittel fast gespenstisch wirken.

Ein Kollege hatte Friedrich über das schwere, graue Funkgerät in knappen, präzisen Worten die Lage geschildert: Ein Mann, etwa dreißig Jahre alt, war mit seinem Motorrad auf der Landstraße verunglückt und hatte schwere Kopfverletzungen erlitten. Das knisternde Geräusch des Funkgeräts hallte noch in Friedrichs Ohren nach.

Friedrich, der als leitender Chirurg auch die Verantwortung für die Notaufnahme trug, stand mit seinem Team bereit; jede Sekunde zählte. Die Anspannung war fast greifbar, als sie auf die Ankunft des Schwerverletzten warteten und sich innerlich auf den Kampf um ein Menschenleben vorbereiteten. Sie hatten eine fahrbare Liege bereitgestellt. Die Krankenschwester neben ihm nestelte nervös an ihrem Häubchen, während der junge Assistenzarzt mit fahrigen Bewegungen die Instrumente auf dem Tablett ordnete.

Dann, endlich, das Quietschen der Räder und das Poltern der schweren Türen: Der Rettungsdienst traf ein. Zwei Männer in dunkelblauen Uniformen schoben die Trage herein, der Notarzt vom DRK – das rote Kreuz prangte auf seiner Armbinde – übermittelte mit ruhiger Stimme alle Informationen über die bisher getroffenen Maßnahmen.

~~~

Eine Stunde zuvor fuhr Sven Rütte auf seinem alten Zündapp-Motorrad durch die feuchte Kühle des Hamburger Herbstabends. Die Dämmerung senkte sich über die Felder und Wälder am Stadtrand, Nebelschwaden krochen über die nassen Wiesen. Das Laub der Bäume leuchtete in mattem Gelb und Braun, und der Wind trieb lose Blätter über die schmale Landstraße, die sich wie ein dunkles Band durch die Landschaft schlängelte.

Der Wind peitschte ihm ins Gesicht, roch nach feuchter Erde und fernen Schornsteinen. Die Motorengeräusche hallten zwischen den kahlen Bäumen wider, während die Lichter der Stadt langsam hinter ihm verblassten. Für einen Moment fühlte Sven sich frei, als könnte er dem grauen Alltag entkommen, der ihn Tag für Tag erdrückte.
~~~

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Doch in seinem Kopf tobte ein Sturm. Gedanken an seine Familie ließen ihn nicht los. Seine Frau hatte ihn am Morgen mit einem besorgten Blick verabschiedet, ihre Stirn in Falten gelegt. Er wusste, dass sie sich um das Geld sorgte – die Rechnungen stapelten sich, und die letzte Mahnung lag noch ungeöffnet auf dem Küchentisch, zwischen den Brotkanten und der kalten Kaffeetasse. Die Wirtschaftskrise war überall zu spüren, auch in ihrem kleinen Haushalt.

Sven dachte an seinen Sohn, der in der Schule immer öfter Schwierigkeiten hatte. Er hatte ihm versprochen, mehr Zeit mit ihm zu verbringen, ihm bei den Hausaufgaben zu helfen – doch die Schichten in der Werft ließen ihm kaum Luft zum Atmen. Ein nagendes Schuldgefühl kroch in ihm hoch, während er die Kurven nahm, zu schnell, zu unaufmerksam.

Die Straße war rutschig vom feinen Nieselregen, der seit Stunden auf das Kopfsteinpflaster fiel. Plötzlich, in einem Moment der Unkonzentriertheit, als er sich fragte, wie er all diese Probleme lösen könnte, verlor er die Kontrolle. Das Vorderrad rutschte auf nassem Laub weg, die Maschine geriet ins Schlingern. Für einen endlosen Augenblick schien die Zeit stillzustehen.

Sven sah das Gesicht seines Sohnes vor sich, hörte das helle Lachen seiner Frau, spürte das Gewicht all der unausgesprochenen Worte, der verpassten Gelegenheiten. Ein unendliches Bedauern durchzuckte ihn, während er unaufhaltsam auf den Asphalt zuraste.

Der Aufprall kam mit brutaler Wucht. Metall kreischte auf nassem Stein, Funken stoben in die Dunkelheit. Sven wurde aus dem Sattel geschleudert, flog durch die kalte Luft, bevor er hart auf dem Boden aufschlug. Ein stechender Schmerz durchfuhr seinen Körper, dann wurde alles schwarz. Die Welt verstummte, nur das leise Prasseln des Regens blieb zurück.

~~~

Friedrich ordnete die weiteren Untersuchungen an. Zunächst wurden vom Kopf, der Wirbelsäule und dem Bauchraum Röntgenaufnahmen gemacht. Das alte Röntgengerät, ein massives, mechanisches Ungetüm mit schweren Hebeln und großen, klappernden Filmplatten, stand in einem eigens dafür vorgesehenen Raum bereit. Die Wände waren mit abblätternder, hellgrüner Farbe gestrichen. Während die Schwester die Filmkassetten einlegte,
~~~

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

summte das Gerät leise, bevor es mit einem dumpfen Klicken auslöste. Die Aufnahmen zeigten, dass der Patient – Sven Rütte, wie auf dem kleinen Namensschild am Röntgenfilm stand – einen Genick- und Schädelbasisbruch erlitten hatte. Friedrichs Gesicht wurde sehr ernst, als er die Bilder gegen das Licht hielt. Die Schatten auf den Röntgenfilmen ließen keinen Zweifel zu. Er wusste, dass die nächsten Schritte entscheidend waren – und dass die Chancen für den jungen Mann denkbar schlecht standen.

Der Operationssaal war ein kühler, funktionaler Raum, dessen Wände mit weiß glänzenden Kacheln verkleidet waren. Das Licht fiel grell von mehreren großen, runden OP-Lampen, die an langen Armen von der Decke hingen und mit ihren Glühbirnen einen scharfen Schatten auf alles warfen, was nicht direkt im Lichtkegel lag. Die Fenster waren mit Milchglas versehen, um neugierige Blicke fernzuhalten.

In einer Ecke stand ein emaillierter Waschständer, an dem sich das Team vor dem Eingriff gründlich die Hände schrubbte. Das Wasser plätscherte in die Schale, während die Ärzte und Schwestern mit harten Bürsten und scharfer Seife die Haut röteten.

Der Boden war mit grauem Linoleum ausgelegt, das sich leicht reinigen ließ und bei jedem Schritt leise quietschte. In der Mitte des Raumes stand der schwere, höhenverstellbare Operationstisch aus Metall, auf dem Sven Rütte lag. Über ihm hing ein metallener Tropfständer, an dem eine Glasflasche mit Infusionslösung befestigt war. Die Flüssigkeit tropfte langsam durch den Schlauch, das leise Klopfen war das einzige Geräusch in der angespannten Stille.

Die Instrumente – Skalpelle, Klemmen, Pinzetten und Scheren – lagen ordentlich auf einem Nierentisch, sorgfältig in sterilen Tüchern eingeschlagen. Ein Autoklav, ein großer, dampfender Sterilisator, stand an der Wand und fauchte leise, während er die Instrumente keimfrei machte. Die Schwester überprüfte routiniert die Anordnung, ihre Bewegungen waren ruhig, fast mechanisch.

Das Gesicht des Schwerverletzten war blass, die Haut spannte sich fahl über die Wangenknochen, und ein dünner Schweißfilm glänzte auf seiner Stirn. Die Atmung war flach, die Brust hob und senkte sich kaum merklich unter dem weißen Laken, das ihn bedeckte. Ein leises Zittern lief durch

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

seine Finger, als ob sein Körper sich gegen das Unvermeidliche wehrte. Seine dunklen Haare waren von Blut verschmiert.

Friedrich trat an den Tisch, zog die Maske über Mund und Nase und hielt für einen Moment inne. Dann nickte er dem Team zu.

Die Hände des Patienten lagen reglos an den Seiten, die Finger leicht gekrümmt. Die Verletzungen waren massiv: Genick- und Schädelbasisbruch bedeuteten akute Lebensgefahr, jede noch so kleine Bewegung konnte fatale Folgen haben.

Der Anästhesist, Dr. Weber, bereitete die Narkose vor. Mit routinierten Bewegungen desinfizierte er die Ellenbeuge des Patienten, tastete die Vene und führte die Kanüle ein. Mit ruhiger Hand injizierte er das Narkosemittel – Natriumthiopental, gefolgt von einem Muskelrelaxans. Die Wirkung setzte rasch ein: Sven Rüttes Lider flatterten, dann sanken sie schwer herab. Schwester Anna fixierte den Kopf des Patienten mit Sandsäcken, um jede ungewollte Bewegung zu verhindern.

Das Narkosegerät – ein massiver Apparat aus verchromtem Metall und Glas, mit Drehknöpfen und blinkenden Kontrollleuchten – stand bereit, um die Narkose während der Operation mit Äther oder Chloroform aufrechtzuerhalten. Über einen schwarzen Gummischlauch wurde mit minimaler Kopfbewegung die Beatmung sichergestellt; der Geruch von Desinfektionsmittel und ein Hauch von Äther lagen in der Luft. Dr. Weber überwachte Puls und Atmung, prüfte regelmäßig die Pupillenreaktion und notierte alles sorgfältig auf einem Klemmbrett. Das monotone Piepen des EKG mischte sich mit dem leisen Zischen des Sauerstoffs – ein Klangteppich, der die Anspannung im Raum noch verstärkte.

Friedrich stand in seinem weißen Kittel am Kopf des Tisches. Sein Blick war konzentriert, als er die Röntgenbilder auf dem Leuchtkasten abermals betrachtete. Die feinen Linien der Brüche, die dunklen Schatten im Schädel – sie waren wie ein drohendes Menetekel. Er wusste, dass jeder Handgriff jetzt über Leben und Tod entschied.

Die Atmosphäre im Operationssaal war angespannt. Schwester Anna legte die glänzenden Instrumente mit geübten, beinahe mechanischen Bewegungen auf das grüne Tuch. Bei dieser Operation übernahm Dr. Müller, der Oberarzt, die Aufgabe des ersten Assistenten – seine ruhige, erfahrene Art war bei dem komplizierten Eingriff von unschätzbarem

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

Wert. Dr. Markus Fiedler, der junge Assistenzarzt, stand bereit, um bei Bedarf einzugreifen oder Instrumente zu reichen. Er beobachtete jede Bewegung aufmerksam, das Licht spiegelte sich in seinen Brillengläsern.

Ein leises Klirren hallte durch den Raum, als das erste Skalpell auf das Tablett gelegt wurde. Friedrich atmete tief durch, zog die sterilen Handschuhe über und nickte seinem Team zu. Nur das rhythmische Piepen des EKGs und das leise Zischen des Sauerstoffs durch die Schläuche waren zu hören. Die Welt draußen war vergessen; hier zählte nur das Leben auf dem Tisch.

Dr. Weber warf einen prüfenden Blick auf den Narkosemonitor. „Die Narkose wirkt“, bestätigte der Anästhesist mit einem knappen Nicken. Friedrich trat näher an den Operationstisch, seine Hände sterilisiert, das Gesicht hinter der Maske verborgen, die Augen jedoch wach und entschlossen. „Wir beginnen jetzt“, sagte er mit fester Stimme. „Schwester Anna, bitte die Absaugung bereithalten. Dr. Müller, assistieren Sie mir bei der Stabilisierung. Dr. Weber, Puls und Atmung im Blick behalten.“

Die zervikale Stabilisierung des Halswirbels war eine Herausforderung – besonders in einer Zeit, in der moderne Bildgebung noch in den Kinderschuhen steckte und jeder Handgriff doppelt bedacht sein musste. Friedrich wusste, dass ein Fehler fatale Folgen haben konnte. Er musste sich einen Eindruck vom Wirbelbruch verschaffen, um zu erkennen, ob das Rückenmark beschädigt war und inwiefern eine Ausrichtung und Stabilisierung der Wirbelsäule in Betracht gezogen werden konnte, um den Druck auf die Nerven zu verringern.

Er griff nach dem Skalpell – ein vertrautes, aber immer wieder respekteinflößendes Werkzeug – und setzte den ersten präzisen Schnitt entlang der markierten Linie. Die Haut öffnete sich sauber, und Anna, die OP-Schwester, reichte ihm sofort die Klemmen, um die Wundränder zu fixieren. Ihr Blick war konzentriert, ihre Bewegungen routiniert, doch Friedrich spürte die Anspannung, die in der Luft lag. Jeder im Raum wusste, dass es jetzt auf absolute Präzision ankam.

Draußen fuhr eine Straßenbahn vorbei, ihr Rattern drang gedämpft durch die dicken Mauern des alten Klinikgebäudes. Im OP aber war die Welt auf wenige Quadratmeter geschrumpft – auf das grüne Tuch, das

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

leise Surren der Absaugung, das konzentrierte Atmen der Menschen, die hier um ein Leben kämpften.

„Absaugung“, sagte er ruhig, und Schwester Anna führte den Sauger an die Wunde, um das Blut zu entfernen, das die Sicht auf das Operationsfeld behinderte. Das leise Surren des Geräts mischte sich mit dem rhythmischen Piepen des EKGs.

Während er arbeitete, überkam Friedrich ein seltsames Gefühl, als ob eine unsichtbare Präsenz im Raum schwebte. Ein kalter Schauer lief ihm über den Rücken. Er blinzelte und sah, wie sich die Umrisse des Operationssaals in einem flüchtigen Nebel auflösten. In diesem Nebel glaubte er, sich selbst auf dem Operationstisch liegen zu sehen, blass und regungslos.

Ein leises Klirren riss Friedrich zurück in die Gegenwart. Das dumpfe Licht der Operationslampe spiegelte sich auf den metallenen Instrumenten, die Dr. Müller, der Oberarzt, mit routinierter Präzision anreichte. „Wir haben eine klare Sicht auf den Wirbel“, bemerkte er, während er die Werkzeuge für die Stabilisierung vorbereitete.

Friedrich beugte sich näher über das Operationsfeld. Die Knochenränder waren unregelmäßig, das umliegende Gewebe geschwollen – doch das Rückenmark schien intakt. Ein Hauch von Erleichterung durchzog ihn, doch die Anspannung blieb. „Es sieht aus, als ob das Rückenmark nicht direkt betroffen ist, aber wir müssen vorsichtig sein“, sagte er, während er mit einer feinen Pinzette die Knochenfragmente prüfte.

„Dr. Weber, wie ist der Puls?“, fragte Friedrich, ohne den Blick von der klaffenden Wunde abzuwenden. „Stabil“, kam die knappe Antwort vom Anästhesisten, der mit ernster Miene die Vitalzeichen überwachte. Doch Friedrich konnte das unheimliche Gefühl nicht abschütteln – als würde ein Schatten über die sterile Hektik des Operationssaals kriechen, eine Vorahnung, die sich in seinem Nacken festsetzte.

Im Saal herrschte angespannte Stille, nur unterbrochen vom leisen Piepen des EKGs, dem gelegentlichen Klirren von Metall.

Friedrich zwang sich, die Hände ruhig zu halten, als er die Wirbel des Patienten mit höchster Präzision ausrichtete. Plötzlich zerriss Dr. Webers Stimme die gespannte Ruhe: „Der Puls ist nicht mehr tastbar!“ Das Team geriet in Alarmbereitschaft.

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

„Reanimation!“, rief Friedrich, seine Stimme scharf und klar. Schwester Anna trat sofort vor. Ohne zu zögern, positionierte sie ihre Hände auf dem Brustkorb des Patienten und begann mit kräftigen, gleichmäßigen Kompressionen. Ihre Bewegungen waren routiniert, doch in ihrem Blick lag eine fiebrige Entschlossenheit. Dr. Fiedler griff nach dem Beatmungsbeutel – ein klobiges, grünes Gerät, das in diesen Tagen noch nicht zur Standardausstattung jedes Saals gehörte – und schloss ihn an die Sauerstoffflasche an. Das rhythmische Zischen des Beatmungsbeutels mischte sich mit dem dumpfen Pochen von Annas Händen.

Dr. Müller stand mit zusammengezogenen Brauen gegenüber von Schwester Anna. Mit ruhiger Hand zog er eine Ampulle Adrenalin auf, das in diesen Jahren oft als letzte Hoffnung galt, und injizierte es in die Vene des Patienten. Die Auswahl an Medikamenten war begrenzt, doch in diesem Moment musste alles versucht werden.

Die Sekunden zogen sich endlos in die Länge, als wollten sie nie vergehen. Jeder einzelne Herzschlag – oder das bange Warten darauf – schien über das Leben des Patienten zu entscheiden. Im Raum herrschte ein gespanntes Schweigen, nur unterbrochen vom gleichmäßigen Druck von Annas Händen, dem leisen Zischen des Beatmungsbeutels und dem fernen Signalhorn der Schiffe auf der Elbe. All diese Geräusche vereinten sich zu einer einzigen, fieberhaften Hoffnung, die die Atmosphäre erfüllte.

Doch trotz aller Bemühungen blieb der Patient leblos. Schließlich musste Friedrich die bittere Wahrheit akzeptieren: Sven Rütte hatte es nicht geschafft. Die Geräusche im Saal verklangen, das rhythmische Piepen des Monitors verstummte, und eine bleierne Stille legte sich über den Raum.

Mit schwerem Herzen trat Friedrich einen Schritt zurück, wischte sich den Schweiß von der Stirn und spürte, wie die Anspannung langsam von ihm abfiel – nur um einer lähmenden Erschöpfung Platz zu machen. Er wusste, dass sie alles versucht hatten, doch der Verlust war schwer zu ertragen. Er wandte sich an sein Team. „Wir haben unser Bestes gegeben“, sagte er mit fester, aber leiser Stimme. Die anderen nickten stumm, ihre Gesichter gezeichnet von Anstrengung und Enttäuschung.

Schwester Anna trat an die Liege, ihre Bewegungen routiniert und doch von einer stillen Würde getragen. Behutsam bedeckte sie den Körper des Verstorbenen mit einem weißen Tuch. Sie verließ den Operationssaal, um

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

dem Krankenhausverwalter mitzuteilen, dass der Patient zur Abholung bereitstand. Ihre Schritte hallten leise auf den Linoleumfliesen.

Das Team verließ den Operationssaal und begab sich in den angrenzenden Bereich, wo sie ihre blutbefleckte OP-Kleidung aus schwerem Baumwollstoff ablegten. An den Waschbecken des OP-Trakts wuschen sie sich gründlich die Hände und Unterarme. Das leise Plätschern des Wassers war das einzige Geräusch, während jeder in Gedanken versunken war und den Verlust auf seine Weise zu verarbeiten versuchte. Danach begaben sie sich in den Umkleideraum.

Nachdem sie sich umgezogen hatten, trat Friedrich hinaus auf den hektischen Flur der Klinik. Überall herrschte geschäftiges Treiben; Ärzte und Schwestern in weißen Kitteln eilten umher, bemüht, das Wohl der Patienten zu sichern. Der Geruch von Desinfektionsmitteln lag schwer in der Luft, vermischt mit dem fernen Duft von Zigarettenrauch, der durch die halb geöffneten Fenster hereinwehte. Das Klappern von metallenen Instrumenten, das Quietschen der Gummireifen auf den Fluren und das Murmeln gedämpfter Stimmen bildeten einen Klangteppich, der den Alltag des Krankenhauses bestimmte.

Friedrich stand vor der schweren Aufgabe, der Ehefrau des Verstorbenen die schreckliche Nachricht zu überbringen. Die Polizei hatte einen Boten geschickt, um Frau Rütte über den Unfall ihres Mannes zu informieren. Da sie nur wenige Kilometer von der Klinik entfernt wohnte, war sie gemeinsam mit ihrem Sohn schnell eingetroffen. Nun warteten beide in einem kleinen, kargen Raum, dessen Wände in blassem Grün gestrichen waren und auf dessen Fensterbank ein welkes Alpenveilchen stand.

Friedrich atmete tief durch, bevor er den Warteraum betrat. Frau Rütte und ihr Sohn saßen dicht nebeneinander auf der harten Holzbank, die Gesichter von Sorge und Angst gezeichnet. Als sie ihn sahen, erhoben sie sich sofort, Hoffnung und Furcht in ihren Augen. Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen, während Friedrich nach den richtigen Worten suchte.

Frau Rütte war eine schlanke Frau Anfang dreißig, deren dunkles Haar zu einem ordentlichen Knoten gebunden war. Ihr Gesicht wirkte blass und eingefallen, feine Linien zeichneten sich um die Mundwinkel ab – Spuren von Sorgen, die sich in den letzten Jahren in ihr Leben gegraben hatten. Sie

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

trug ein schlichtes, dunkelblaues Kleid, das an den Ärmeln verschlissen war, ein Zeichen der bescheidenen Verhältnisse, in denen die Familie lebte. Über ihren Schultern lag ein dünner, grauer Mantel, der kaum gegen die feuchte Kälte des Hamburger Herbstes schützte. Ihre Hände, schmal und von der Arbeit rau, hielten die ihres Sohnes so fest, als könnte sie ihn allein durch ihre Berührung vor allem Unheil bewahren.

Der Junge, etwa acht Jahre alt, war schmal gebaut und trug eine zu große, abgetragene Jacke. Die Ellbogen waren ausgeblichen. Seine blonden Haare standen wirr ab. In seinen großen, graublauen Augen spiegelte sich eine Mischung aus kindlicher Hoffnung und der Ahnung, dass etwas Unwiderrufliches geschehen war. Er stand dicht an seiner Mutter, die Hand fest umklammert, und versuchte tapfer zu wirken, obwohl seine Unterlippe zitterte.

„Frau Rütte“, begann Friedrich mit sanfter Stimme, „mein Name ist Dr. Friedrich Grauschild. Ich habe Ihren Mann Sven operiert.“

Frau Rütte nickte, ihre Stimme kaum mehr als ein Flüstern, als sie fragte: „Wie geht es ihm?“

Friedrich hielt einen Moment inne, um die richtigen Worte zu finden. Er senkte den Blick, seine Hände verschränkten sich vor dem weißen Kittel. „Es tut mir sehr leid, Ihnen sagen zu müssen, dass Ihr Mann es nicht geschafft hat. Wir haben alles getan, was in unserer Macht stand, aber seine Verletzungen waren zu schwer.“

Ein leiser Laut entfuhr Frau Rütte, kaum mehr als ein Hauch. Ihr Griff um die Hand ihres Sohnes wurde fester, als müsse sie sich an ihm festhalten, um nicht den Halt zu verlieren. Der Junge blickte starr auf den Boden.

Frau Rütte presste die Lippen aufeinander, als wolle sie einen Schrei unterdrücken. Ihre Schultern sanken herab, und sie zog ihren Sohn unwillkürlich näher an sich. Ein Zittern durchlief ihren Körper, doch sie zwang sich, aufrecht zu bleiben – für ihren Jungen.

Friedrich wandte sich dem Kind zu, das ihn mit großen, suchenden Augen ansah, als könnten seine Ohren die Worte nicht fassen. „Dein Papa war sehr tapfer“, flüsterte Friedrich, seine Stimme ein leiser Faden, bemüht, nicht zu zerreißen. „Er hat bis zum Schluss gekämpft.“

Der Junge blinzelte heftig, als wolle er die Tränen zurückdrängen, doch sie sammelten sich in seinen Augenwinkeln, glänzten wie kleine Perlen,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

bevor sie lautlos über seine Wangen rollten. Er klammerte sich noch fester an die Hand seiner Mutter, sein schmaler Körper bebte unter dem Gewicht des Schmerzes, den er kaum zu tragen vermochte. Frau Rütte legte schützend den Arm um ihn, zog ihn an sich und wiegte ihn sanft hin und her, während sie selbst versuchte, ihre Fassung zu bewahren. Ihre Augen waren feucht, doch sie zwang sich, nicht zu weinen – nicht jetzt, nicht vor ihrem Kind. In ihrem Blick lag die stille Stärke einer Mutter, die für zwei standhalten musste.

Im Flur war es still. Nur das leise Schluchzen des Jungen und das gedämpfte Atmen der Mutter waren zu hören. Von irgendwoher drang das entfernte Klappern von Porzellantassen, das Stimmengewirr der Schwesternstation.

Friedrich blieb einen Moment stehen, unsicher, ob er noch etwas sagen sollte, doch er wusste, dass Worte in diesem Moment kaum Trost spenden konnten. Behutsam legte er Frau Rütte eine Hand auf die Schulter, ein stummer Ausdruck seines Mitgefühls.

Mutter und Sohn setzten sich auf die schmale Holzbank unter dem vergilbten Wandkalender, auf dem in krakeligen Zahlen der Oktober 1969 stand. Ein Werbebild für Persil prangte darüber, die Farben längst verblichen. Sie hielten sich fest, als könnten sie gemeinsam der Wucht der Nachricht standhalten. Die Realität der Worte sickerte langsam ein, schwer und unwiderruflich.

In diesem Moment kam Schwester Uta hinzu. Sie war bekannt für ihre einfühlsame Art und ihre Fähigkeit, Trost zu spenden. Ihr weißes Häubchen saß tadellos, und ihr Blick war warm und aufmerksam. „Ich bin Schwester Uta“, stellte sie sich mit sanfter Stimme vor. Ihr Hamburger Akzent klang beruhigend, fast mütterlich. „Können wir Angehörige oder Freunde informieren, die Sie jetzt stützen könnten?“ fragte sie leise.

Frau Rütte kramte mit bebenden Fingern einen zerknitterten Zettel aus ihrer Handtasche, auf dem eine Adresse in blauer Tinte geschrieben stand.

„Hier ist die Adresse meines Bruders“, sagte sie leise und reichte den Zettel an Schwester Uta weiter. „Aber … er hat, wie ich, noch keinen Telefonanschluss.“

Schwester Uta nickte verständnisvoll. „Das ist kein Problem, wir werden jemanden schicken. Ihr Bruder wohnt ja nicht weit entfernt. Es ist wichtig,

Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt!

dass Sie sich jetzt nicht alleine fühlen.“ Sanft legte sie Frau Rütte die Hand auf den Arm. „Ich begleite Sie in einen ruhigen Raum, in dem Sie auf Ihren Bruder warten können.“

Langsam erhoben sich Mutter und Sohn, während Friedrich ihnen einen letzten, aufmunternden Blick zuwarf. Gemeinsam folgten sie Schwester Uta den Flur entlang.

~~~

Friedrichs Gedanken kehrten nur langsam in die Gegenwart zurück. Er rieb sich die müden Augen. Nach seiner Nachtschicht fand er kaum Schlaf. Zu sehr hatte ihn der Tod von Sven Rütte aufgewühlt. Das Entsetzen in den Augen der Ehefrau, das Aufschluchzen des Jungen – diese Bilder ließen ihn nicht los. Nach all den Jahren als Arzt hätte er sich an solche Situationen gewöhnen sollen, doch der Verlust eines jungen Lebens nach einer fehlgeschlagenen Operation war immer wieder eine schwere Last.

Aus der kleinen Küche drang das leise Klappern von Geschirr, vermischt mit dem dumpfen Summen eines alten Röhrenradios, das die Nachrichten des NDR in gedämpfter Lautstärke spielte. Der Sprecher berichtete von den Studentenprotesten, von den Unruhen in der Stadt, von der Mondlandung im vergangenen Sommer – die Welt schien sich schneller zu drehen, doch in diesem Moment war Friedrichs Welt ganz still.

Emma, seine Frau, ebenfalls Ärztin, arbeitete in derselben Klinik. Beide bemühten sich, das Private vom Beruflichen zu trennen, doch die Grenzen verschwammen oft. Abends saßen sie meist zusammen am kleinen Esstisch, wollten abschalten, und fanden sich doch immer wieder in Gesprächen über Patienten, Diagnosen und die Schattenseiten ihres Berufs wieder.

Emma betrat das Wohnzimmer, die Wangen leicht gerötet von der Wärme des Gasherds. Sie trug eine dampfende Schüssel mit Nudeln und Tomatensoße herein, der Duft von Knoblauch und frischen Kräutern erfüllte den Raum. „Du musst ja schon am Verhungern sein“, sagte sie mit einem aufmunternden Lächeln, das für einen Moment die Schwere des Tages durchbrach. Sie stellte die Schüssel auf den Tisch, warf ihm einen prüfenden Blick zu und verschwand wieder in der Küche, um den Salat zu holen.
~~~